

# SIMON BRETT Mord im Museum



Weltbild

MiMe books

Das altherwürdige Brackett-Haus in dem kleinen Küstenort Fethering birgt ein dunkles Geheimnis: Im Küchengarten des Hauses, aus dem ein Museum zu Ehren des Heimatdichters Esmond Chadley werden soll, wird eine Leiche entdeckt. Als auch noch die Vorsitzende der Museumsstiftung ermordet wird, beginnen die beiden unzertrennlichen Freundinnen Carole und Jude auf eigene Faust mit den Ermittlungen und stoßen auf Ungereimtheiten in Chadleys Biografie...

»Ein Kriminalroman wie in der guten alten Zeit – perfekte Unterhaltung« The Guardian

Simon Brett

# Mord im Museum

Kriminalroman

**Weltbild**

## **Der Autor**

Simon Brett, geboren 1945, ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller Großbritanniens. Bevor er sich der Schriftstellerei zuwandte, war er Radio- und Fernsehproduzent. Mit seiner Familie lebt er in einem Cottage in den South Downs, das aussieht, als wäre es einem Roman von Agatha Christie entsprungen.

Die englische Originalausgabe von Mord im Museum erschien 2003 unter dem Titel Murder in the Museum bei Macmillan, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Simon Brett

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Antoinette Gittinger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-448-6

Für Norman und Hilary

Carole Seddon glänzte in Meetings, sofern sie von ihr selbst geleitet wurden. Wenn andere den Vorsitz führten, wurde sie unruhig – vor allem, wenn sie keine sonderlich gute Meinung von ihnen hatte.

Das traf auf Lord Beniston ohne Einschränkung zu. Carole hatte ihre Zeit im Innenministerium unter anderem als »Beraterin in der Leitung von Konferenzen« verbracht. Während sie an ihrem eigenen Stil ruhiger Effizienz feilte, hatte sie stets unter übervorsichtigen, schlecht vorbereiteten, pingeligen, lethargischen und schlicht inkompetenten Vorgesetzten zu leiden. Aber Lord Beniston fügte seiner Rolle als Vorsitzender noch eine weitere Unzulänglichkeit hinzu, nämlich eine weltmüde, gönnerhafte Arroganz, mit der er den Eindruck erweckte, als sei für ihn die nachmittägliche Tagesordnung nur eine lästige Unterbrechung seines Privatlebens, während es für die anderen Kuratoriumsmitglieder von Bracketts eine ungeheuerere Ehre sei, ihn in ihrer Mitte zu wissen. Sie repräsentierten allenfalls die Elite von West Sussex, er jedoch jene der ganzen Nation. Ihre Namen machten sich vielleicht ganz gut im Briefkopf eines Wohltätigkeitsvereins, aber zweifellos hatte sein Name einen ganz anderen Klang. Schade nur, dass ihm die Reformen von New Labour einen Sitz im House of Lords verwehrten.

Er war Mitte sechzig, und die Strähnen seines stahlgrauen Haares lagen so streng gerade, als ob er sie ständig kämmt würde. Sein Gesicht war rosig, und seine gelblichen Zähne wirkten immer wie zusammengebissen, obwohl sein Auftreten zu arrogant wirkte, um Angespanntheit vorzutäuschen. Möglicherweise gab es sogar Zeiten, in denen er nicht seinen Nadelstreifenanzug und die rot-blau gestreifte Krawatte trug. Aber keines der Kuratoriumsmitglieder von Bracketts hatte ihn je anders gesehen.

Das Kuratorium tagte sechs Mal im Jahr, und das heutige Treffen war Caroles zweite Teilnahme daran. Sie hatte vor einiger Zeit das Angebot der Mitgliedschaft im Kuratorium mit bösen Vorahnungen angenommen. Schon die erste Sitzung hatte diese so weit verstärkt, dass sie jetzt, mitten in der zweiten, die übernommene Verantwortung elegant von sich wegdelegieren wollte.

Sie hatte dabei nicht das Gefühl, allzu sehr vermisst zu werden. Das Angebot, Mitglied des Kuratoriums zu werden, war von der neuen Direktorin Gina Locke ausgegangen und beruhte offenbar auf der irrigen Annahme, dass Caroles vorherige Tätigkeit im Innenministerium es ihr erleichtern würde, Abkürzungen im Labyrinth der staatlichen Bürokratie zu finden, und dass sie über gute Kontakte in der Kunst der Spendenbeschaffung verfügte. Als schon beim ersten Treffen klar wurde, dass weder das eine noch das andere zutraf, schienen die anderen Mitglieder ihr Interesse an Carole zu verlieren.

Carole Seddon ging es genauso: Bracketts war ein literarisches Mausoleum, und sie verstand sich nicht unbedingt als Literatin. Es hatte mehrere Gründe gegeben, das Angebot anzunehmen: der Überraschungseffekt, überhaupt gefragt zu werden; ein Gefühl des Geschmeicheltseins und der Gedanke, mit dieser neuen Herausforderung ihre Rentenjahre sinnvoll zu gestalten. Denn Zeit hatte sie reichlich, mit ihrer beruhigenden

Altersversorgung und ihrem eigenen hübschen Haus High Tor im am Meer gelegenen Fethering in West Sussex. Sie war eine schlanke Frau Anfang der fünfzig mit kurzen grauen Haaren und blauen Augen hinter den Brillengläsern. Sie war überzeugt, dass ihr Verstand so gut wie eh und je funktionierte und zu weit mehr in der Lage war als das Kreuzworträtsel in der Times zu lösen. Aber sie bezweifelte, dass Lord Benistons langweilige Ausführungen ihren Verstand genügend herausforderten. An den Arbeitsräumen gab es wenig auszusetzen. Die Sitzungen fanden immer im holzgetäfelten Speisezimmer statt, und zwar donnerstags um fünf, sobald Haus Bracketts und der Garten für das Publikum nicht mehr zugänglich waren. Heute war es die letzte Sitzung der Saison. Ende nächster Woche sollte das ganze Anwesen bis Ostern nächsten Jahres für Besucher geschlossen werden.

Bracketts lag etwas außerhalb des Ortes South Staples am Fuß der Downlands und war eines jener organisch gewachsenen Bauwerke – der älteste Teil war elisabethanisch, spätere Bauteile stammten aus georgianischen und viktorianischen Zeiten. Durch die verzierten Bleiglasfenster konnte Carole Seddon über die Rasenflächen zum schimmernden Band des Flusses Fether hinüberblicken, der etwa 25 Kilometer weiter bei Fethering ins Meer mündete.

Es war Spätsommer, jene Zeit, da abends die Sonne ihre Kraft verliert und bereits der kühle Atem des Herbstes zu spüren ist – vielleicht die schönste Zeit, um die Abgeschiedenheit und Schönheit von Bracketts zu genießen – dem idealen Ort für einen Schriftsteller. Der Schriftsteller, dem all das gewidmet war, hieß Esmond Chadleigh. Sein Vater Felix hatte Bracketts während des Ersten Weltkriegs gekauft – billig zwar, aber in heruntergekommenem Zustand. Er ließ es deshalb liebevoll restaurieren. Als Felix Chadleigh 1937 starb, erbte sein Sohn das Anwesen und hielt es mit dem Erbe seiner Familie und dem eigenen Einkommen halbwegs in Schuss. Hier lebte er, durchaus stilvoll, bis zu seinem Tod im Jahr 1967.

Esmond Chadleigh gehörte, Chesterton und Belloc ähnlich, zu jenen katholisch geprägten Persönlichkeiten, die im fast unwirklichen und unrealistischen England zwischen den Kriegen in fast allen Bereichen der literarischen Welt ihre Spuren hinterließen. Ob Romane, Kinderbücher, Gedichte, Essays oder Kritiken – in beinahe jeder literarischen Gattung war Esmond Chadleigh zu Hause.

Aber während das verächtliche Wort »oberflächlich« über ihn kursierte, überraschte er all seine Kritiker mit einer Sammlung leiderfüllter Gedichte, die er 1935 unter dem Titel Vasen voll toter Blumen veröffentlichte. Das berühmteste davon trug den Titel Klagelied für den Verlorenen und tauchte immer wieder in Anthologien, bei schulischen Veranstaltungen und Gedenkfeiern, ja sogar im Rundfunk auf.

Seinem eigenen Vorwort zufolge, das er schon 20 Jahre zuvor geschrieben hatte, war es eine Klage um seinen älteren Bruder Graham, der mit 18 Jahren auf die Schlachtfelder von Flandern geschickt wurde und von dort im Sarg zurückkehrte. Im Sitzungsraum von Bracketts stand deshalb ein Glasschaukasten, der seinem Gedächtnis gewidmet war. Das Innere war der Länge nach zweigeteilt. In der einen Hälfte befanden sich Fotos von ihm als Junge in einem Haus vor dem Umzug nach Bracketts, neben ihm sein jüngerer Bruder, beide mit Tennisschlägern. Ein anderes Foto zeigte Graham als Mitglied eines



Cricket-Teams, ein Schulfoto aus dem Jahr 1915. Daneben lag die ausgebleichte Troddel seiner Cricketmütze. Dann gab es noch einen Brief an seine Eltern, in dem er höflich um mehr Süßigkeiten bat. In der anderen Hälfte der Vitrine lag eine bedauerlich kleine Sammlung von Memorabilia aus Grahams Kriegstagen, darunter ein Brief des Vaters an den Sohn in den Schützengräben; außerdem noch sein Rangabzeichen und sein Dienstrevolver. Das war alles, was von ihm geblieben war.

Es war diese völlige Abwesenheit seiner Person, die manche Besucher in Bracketts zu Anfang des 21. Jahrhunderts so betroffen machte. Wie so viele andere seiner Generation war Graham Chadleigh während des Ersten Weltkriegs von der Erde verschwunden, im buchstäblichen Sinne des Wortes in Fetzen zerrissen. Genau das machte das berühmte Gedicht seines Bruders so bewegend. Das Klagelied für den Verlorenen war die ergreifende Erinnerung an einen Verlust, vor allem an den Schmerz eines Trauernden, dem keine anderen Erinnerungsstücke geblieben waren als jene im Glaskasten.

Kein Grab, kein flechtenumrankter Grabstein,  
Keine geschnitzte Gedenktafel,  
Kein eibenbewachsenes Kruzifix  
Unter einem Mantel aus Moos,  
Kein Sinn, sondern Abwesenheit,  
Erbarmungslose Dunkelheit,  
Endloses Nichts birgt ewigen Verlust.

Fast alle aus Carole Seddons Generation mussten diese Zeilen während der Schulzeit auswendig lernen, und das während des Zweiten Weltkriegs wiedererwachte Interesse an dem Klagelied zeigte, dass der Name Esmond Chadleigh keineswegs vergessen war. Aber, wie während der Sitzung an diesem Herbstnachmittag klar wurde, war sein Name trotz allem nicht bekannt genug. Die dünne Finanzdecke von Bracketts machte es unbedingt erforderlich, seinen Bekanntheitsgrad erheblich zu steigern. Ohne eine Finanzspritze in beträchtlicher Höhe bestand die Gefahr, dass das Haus als Gedenkstätte geschlossen werden musste.

Gina Locke, die Direktorin, beschrieb die Realität wie immer mit deutlichen Worten: »Wenn nichts geschieht, wird Bracketts Ende Oktober endgültig seine Pforten schließen müssen!«

Gina Locke war Mitte dreißig, schwächling und dunkelhaarig, mit unbestreitbarem Charisma. Carole hatte sie auf einer Abendgesellschaft im nahe gelegenen Fedborough kennengelernt und war sofort fasziniert vom Enthusiasmus, mit dem sie über ihre neue Stelle als Direktorin in Bracketts redete. Es war eben dieser Enthusiasmus, der Carole zu ihrem derzeitigen Ehrenamt gebracht hatte und ihr Schuldgefühle verursachte – wegen ihrer Absicht, dieses Amt wieder aufzugeben. (Aber ein allmählich sich verfestigender Verdacht minderte ihre Schuldgefühle. Sie wurde sich immer sicherer, dass sie in Bracketts ins Boot geholt worden war, um Gina Locke bei der Verwirklichung ihrer persönlichen Agenda zu unterstützen. Aber von Carole Seddon so etwas wie Unterwürfigkeit zu erwarten, war der größte Fehler, den die Direktorin machen konnte.)

»Sind Sie da nicht ein bisschen zu pessimistisch?« Die schleppende Stimme, die Gina Lockes Pessimismus in Frage stellte, gehörte Graham Chadleigh-Bewes, einem der beiden Kuratoriumsmitglieder, die Blutsverwandte Esmond Chadleighs waren. Er war der Enkel des großen Mannes und wurde Chubby genannt. Der rundliche Körper des Fünzigers drohte den Lehnstuhl zu sprengen, in dem er saß. Er hatte eines jener Gesichter, deren babyhafter Ausdruck nur durch Falten und Haarausfall gemildert wird. Chubby trug stets eine milde Gereiztheit zur Schau, als ob jemand anderer gerade ein Vergnügen genossen hätte, das er sich selbst gern gegönnt hätte. Anscheinend hatte er eine eher unbedeutende literarische Laufbahn hinter sich, aber den größten Teil seiner Energie widmete er dem Gedenken an seinen Großvater. Das andere Mitglied aus der Familie Chadleigh war Grahams Tante Belinda, die jüngere Tochter Esmonds. (Ihre Schwester Sonia, Grahams Mutter, war 1976 an einem Gehirntumor gestorben.) Obwohl noch nicht einmal siebzig, wirkte Belinda Chadleigh wesentlich älter. Sie versäumte keine einzige Sitzung, hinterließ aber auch kein einziges Mal größeren Eindruck. Sie hinkte ständig der Diskussion hinterher, und bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie das Wort ergriff, ging es meistens darum, etwas zu klären, das sie vorher falsch verstanden hatte. Und sobald man ihr die Sache noch einmal erklärt hatte, erweckte die Unsicherheit in ihren blassen, blauen Augen den Eindruck, sie sei dadurch kein bisschen schlauer geworden. »Ich glaube nicht, dass ich allzu pessimistisch bin«, erwiderte Gina Locke kühl auf den Einwurf Graham Chadleigh-Bewes'. »Ich bin wohl eher realistisch.«

Lord Beniston räusperte sich unwirsch, weil ihm schon diese kurze Konversation, an seiner Diskussionsleitung vorbei, zu viel erschien. »Es wäre sinnvoll, Gina, wenn Sie uns einen kurzen Überblick über den aktuellen Stand der Finanzen von Bracketts geben könnten.«

»Genau das wollte ich soeben tun.«

Diese Antwort, obwohl nicht offen unhöflich, entsprach jedoch nicht dem, was Lord Beniston unter Ehrerbietung verstand. Er räusperte sich nochmals gewichtig und sagte: »Also lassen Sie uns wenigstens das Schlimmste hören!«

»Gut.« Gina Locke griff nach einem Stapel Papiere vor sich. »Jeder von Ihnen hat eine Kopie der Finanzunterlagen für die vergangenen sechs Monate erhalten, und ich denke, sie erklären sich selbst. Falls Sie irgendwelche Einzelheiten wissen möchten, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie genauer zu informieren.« Sie ließ eine kurze Pause folgen, aber niemand nutzte sie für eine Nachfrage. »Wie Sie unschwer sehen, haben wir es grundsätzlich mit einer besorgniserregenden Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben zu tun.«

»Könnte das nicht an der Maul- und Klauenseuche liegen, die Besucher ferngehalten hat?« Die neue, glatte Stimme am Tisch gehörte Josie Freeman, deren Ehemann John in den späten neunziger Jahren ein sehr erfolgreiches Unternehmen für Autozubehörteile gegründet hatte. Seine schlau eingefädelte Ehe war dabei nur der erste Schritt in einem gentrification process, für den vor kurzem ein OBE-Preis zur Förderung der Wirtschaft vergeben worden war. Josie brachte jene Gesellschaftsklasse in ihre Partnerschaft ein, zu der ihr Ehemann keinen Zugang hatte, und im Gegenzug übertrug er ihr die Verantwortung für die Verwaltung eines Teils seines beträchtlichen Einkommens, um

durch sie jene guten Taten zu finanzieren, die er vorweisen wollte, um den gesellschaftlichen Status zu erlangen, den er anstrebte.

Ihre Betätigung im Kuratorium von Bracketts war Teil dieser Strategie.

Josie Freeman pflegte Verbindungen zu einer ganzen Gruppe blondierter und gepflegter wohlhabender Ehefrauen – genau jene Kontakte eben, an denen es Carole Seddon mangelte. Aufgrund ihres Status war Josie fortwährend damit beschäftigt, die Spendenschüsseln von Gedenkstätten, Theatern, Krankenhäusern, Hospizen, Tierheimen und dergleichen Institutionen zu füllen. Die Geschicklichkeit, mit der sie all das in Einklang mit dem Firmennamen Freeman brachte und die vorbildliche Führung ihres Terminkalenders für Wohltätigkeitsveranstaltungen, hätte sie eigentlich für einen heiklen diplomatischen Posten an einem Krisenherd der Welt prädestiniert.

»Die Seuche hat zweifellos eine Rolle gespielt«, antwortete Gina Locke spröde, »hier ebenso wie in der ganzen Gedenkstätten-Branche. Aber sie hat nur bereits existierende Probleme in Bracketts verschärft. Eine Gedenkstätte wie Bracketts kann man einfach nicht nur von den verkauften Eintrittskarten erhalten.«

»Früher ging das«, sagte Graham Chadleigh-Bewes leicht gereizt. »Und zwar, solange es als Familienunternehmen geführt wurde. Bevor hier Managementexperten auftauchten.« Gina ignorierte die in seinem polemischen Zwischenruf enthaltene Kritik, denn sie war als Verwaltungsdirektorin zu gewitzt, um sich von solchen Kabbeleien ablenken zu lassen.

»Damals war das Projekt Bracketts wesentlich kleiner, und das Personal bestand fast nur aus freiwilligen Helfern. Heute jedoch ist es ein echtes, professionell betriebenes Unternehmen, weshalb die Ausgaben viel höher liegen.«

»Aber wie steht es um die Atmosphäre hier in Bracketts?«, fragte Esmond Chadleighs Enkelsohn wie ein mürrischer Schuljunge, der nicht vom Lehrer, sondern von seinen Mitschülern gehört werden will.

Wieder ließ Gina seinen Einwurf von sich abprallen. Diese Meetings alle paar Monate gehörten nun mal zu ihrem Job, sie waren zwar nervtötend, aber da musste sie durch ... Wenn sie höflich blieb, die Selbstkontrolle nicht verlor und den Kuratoriumsmitgliedern keinen Anlass zur Klage wegen mangelnder Informationsflüsse bot, dann konnte sie anschließend die Dinge wieder so regeln, wie sie es für richtig hielt.

»Also«, verlangte Lord Beniston voll der aristokratischen Überzeugung, dass es auf alles eine Antwort geben müsse, »woher sollen wir das nötige Geld bekommen? Ich habe ganz vergessen, wie es mittlerweile mit der Lotterie steht.«

»Ich fürchte, aus dieser Sache wird nichts. Nach all der Mühe, die wir investiert haben, kam letzte Woche ein klares Nein.«

»Was bedeutet ein Nein?«, fragte Belinda Chadleigh, die sich wieder einmal ein Wort herauspickte, um den Anschluss nicht zu verlieren.

»Keine Lotterie.«

»Oh, ich habe noch nie etwas gewonnen«, sagte sie und zog sich wieder in ihr Schneckenhaus zurück.

Durch langjährige Erfahrung abgestumpft, ignorierten alle am Tisch die Zwischenfrage der alten Dame.

»Gibt es eine Begründung für die Ablehnung?«, wollte Lord Beniston wissen.

»Sie waren der Meinung, dass Bracketts nicht genügend an ethnischer Vielfalt und Gesellschaftsbezug bietet.«

»Na klar«, stimmte Graham Chadleigh-Bewes zu. »Mit Sicherheit haben sie ihr Literaturbudget für eine einbeinige, schwarze und lesbische Dichterin verplant.« Höhnische Bemerkungen über die britische Vorliebe für Minderheiten bei der Kulturförderung waren so abgenutzt, dass sie bei den anderen, wie bei seiner Tante, keine Reaktion hervorriefen.

»Gibt es andere denkbare Sponsoren?«

Gina zuckte die Schultern. »Wir könnten wie immer einige Privatsponsoren angeben, aber ich sehe dabei kaum Chancen für uns. Ihre Gelder investieren sie meist in Großprojekte, neue Bauwerke und dergleichen – aber nicht in die laufende finanzielle Unterstützung von Einrichtungen wie Bracketts.«

Dies provozierte den Zwischenruf eines kleinen Mannes mit lockigem Haar und einem Salz- und Pfefferbart, der aussah, als habe er seine Erscheinung nach einem viktorianischen Porträt gestaltet. »Qualifizieren unsere Pläne für das Esmond-Chadleigh-Museum es etwa nicht als Großprojekt und neues Bauwerk, um es deutlich zu sagen?« Carole war ihm bei einer früheren Sitzung vorgestellt worden: George Ferris, früher Assistenz-Bibliothekar der Grafschaft. Bereits pensioniert, war er in eine Vielzahl von literarischen Projekten eingebunden. Dazu gehörte auch ein von ihm verfasstes Buch mit dem imposanten Titel Wie man sich den besten Zugriff auf das grafschaftliche Archiv verschafft; darauf war er besonders stolz. George Ferris war Kuratoriumsmitglied geworden unter der Annahme, er könne einiges an literarischem Wissen in die Gruppe einbringen. Soweit Carole mitbekommen hatte, waren seine literarischen Kenntnisse allerdings eher dürftig.

Seine Erwähnung des geplanten Esmond-Chadleigh-Museums brachte schlagartig die ganze Versammlung in Aufruhr. Es kam zu einer allgemeinen Unruhe, in der sich fast alle an etwas erinnerten oder etwas vorwegnahmen. Die meisten rutschten auf ihren Stühlen herum und wollten die Tagesordnung geändert sehen. Denn das geplante Museum war eine haarige Angelegenheit, die unbedingt diskutiert werden musste. Obwohl schon Baupläne existierten und die Umgestaltung des alten Küchengartens, dort wo das Museum entstehen sollte, bereits begonnen hatte, waren nicht alle Mitglieder des Gremiums ganz damit einverstanden.

Das Museumsprojekt entzweite schon lange die beiden »Denkschulen« innerhalb des Gremiums, weil es seinen Themenbereich über Esmond Chadleigh hinaus erweitern sollte. Die Sammlung sollte zusätzlich Ausstellungen zu anderen katholischen Autoren seiner Zeit umfassen und durch lokalhistorische Elemente von South Staples bereichert werden. Des weiteren sollte das Museum ein Besucherzentrum, eine wissenschaftliche Bibliothek, ein Café, einen Geschenkladen und eine Fläche für literarische Veranstaltungen umfassen. Jene Mitglieder, die für dieses Konzept eintraten, waren überzeugt, dass dadurch die Attraktivität von Bracketts sowohl für Touristen als auch für Gelehrte und Studenten steigen würde. Jene, die dagegen waren – entschlossen angeführt von Graham Chadleigh-Bewes – hielten allein schon die Idee für einen Verrat an allem, wofür Esmond Chadleigh eingetreten war. Der Reiz Bracketts sollte stattdessen in der Konzentration auf

dessen Leben, nicht auf dem seiner Zeitgenossen liegen. (Möglicherweise war die Überempfindlichkeit des Enkels ein Erbe seines Großvaters. Denn sein Leben lang hatte Esmond Chadleigh ein äußerst wachsames Auge für alles, was er als Missachtung seitens des damaligen Literaturbetriebs interpretierte. Und er litt darunter, dass seine berühmteren schreibenden Kollegen größeren literarischen Anklang fanden. Bei ihm, wie bei vielen anderen Schriftstellern, wucherte die Paranoia dicht unter der Oberfläche.) Gina Locke war darauf vorbereitet, dass dieses Thema angeschnitten wurde. Nur ein leicht ärgerliches Zucken in ihren Mundwinkeln deutete an, dass sie es gern selbst getan hätte. Aber sie fasste sich schnell wieder und holte zu ihrem Erstschlag in dieser Angelegenheit aus.

»Danke, George. Ja, wir haben in der Tat gehofft, eine hinreichende finanzielle Absicherung für das Museumsprojekt zu erreichen – siehe die Lotterie-Pläne. Aber das wird wohl nicht klappen, weshalb wir uns nach anderen Finanzierungsmöglichkeiten umsehen müssen. Ohne einen kapitalstarken Sponsor ist solch ein Projekt nicht zu verwirklichen. Aber wir sollten dabei unbedingt unterscheiden zwischen dem, was für das Museum notwendig ist, und dem, was wir brauchen, um Bracketts in nächster Zeit überhaupt am Leben zu erhalten. Ich denke, wir ...« Gina Locke wurde an dieser Stelle durch die aufknallende Tür des Sitzungsraumes unterbrochen. Auf der Schwelle stand eine etwa 60 Jahre alte, eindrucksvolle Frau, etwa einsachtzig groß, mit dunkelblauen Augen und gut geschnittenem grauem Haar. Sie trug einen schwarzen Hosenanzug, und an ihrem Ringfinger steckten mehrere Ringe. Mit dem einen Arm schleppte sie einen Stapel Schnellhefter, unter dem anderen klemmte eine Aktentasche aus schwarzem Leder. »Verzeihen Sie, dass ich mich verspätet habe«, befahl sie in heiterem, kultiviertem Ton.

»Oh, Sheila!«, sagte Lord Beniston und erhob sich zur Begrüßung halb von seinem Stuhl. Auch die anderen Anwesenden schienen Sheila alle zu kennen.

Aber den größten Eindruck rief der Neuankömmling bei Gina hervor. Jeder Farbtropfen wich aus ihrem Gesicht, und durch zusammengepresste Lippen zischte sie: »Sie haben kein Recht, hier anwesend zu sein! Sie sind kein Mitglied dieses Gremiums mehr!«

Lord Beniston jedoch scherte sich nicht um Protokollfragen, wenn es um diesen Neuankömmling ging. »Um alles in der Welt, Gina! Darüber brauchen wir uns doch nicht aufzuregen! Selbstverständlich sind Sie in unserer Versammlung willkommen, Sheila. Rücken Sie doch bitte zusammen, damit noch ein Stuhl dazwischenpasst. Kennen Sie hier alle?«

Als Sheila auf ihren Platz zuing, wirkte sie siegessicher. Und an der Reaktion Ginas war zu erkennen, auf wen sich dieses Triumphgefühl bezog.

Nachdem sie Platz genommen hatte, blickte sie grüßend in die Runde und lächelte allen kurz zu. Sie stutzte ein wenig, als sie Carole wahrnahm. »Wir kennen uns noch nicht.«

»Nein, natürlich nicht.« Lord Beniston machte eine joviale Geste. »Carole Seddon. Das ist Sheila Cartwright. Carole ist neu in unserem Kreis.«

»Ach ja?«, sagte die stattliche Frau und war sichtlich neugierig auf weitere Informationen.

»Ex-Innenministerium. Stimmt doch, oder?«

Carole nickte bestätigend, und Sheila war anscheinend damit zufrieden. Sie verbreitete eine Aura von Stärke, die bei allen am Tisch Wirkung hervorrief – bei manchen Hochachtung, bei anderen sogar Zuneigung. Eine Ausnahme bildete lediglich Gina Locke, die nach wie vor ihre glühende Abneigung kaum verbergen konnte. Lord Beniston lieferte die Erklärung. »Sicherlich wissen alle hier über Sheila Bescheid.« Ehe Carole Zeit hatte zu bemerken, sie wisse nur wenig, fuhr er fort: »Ohne Sheila wäre Bracketts nur ein beliebiges Privathaus, und kaum jemand wüsste um seine Beziehung zu Esmond Chadleigh. Ohne Sheila würde Bracketts in seiner heutigen Gestalt gar nicht existieren.« Jetzt fiel bei Carole der Groschen. In ihrem Einstellungsgespräch hatte Gina den Namen Sheila erwähnt, wobei schon der Klang ihrer Stimme erkennen ließ, dass die Beziehung zwischen Gina und Sheila gespannt sein dürfte. Jetzt, da beide Frauen im gleichen Raum saßen, wurde es überdeutlich. Carole wandte sich an Sheila. »Also sind Sie diejenige, die damit begonnen hat, Bracketts zu einer Gedenkstätte zu machen? Sie haben sich in den Siebzigern um die Beschaffung von Finanzmitteln gekümmert?«

»Ja«, kam die selbstzufriedene Antwort. »Ja, das war ich.«

Langsam erinnerte sich Carole an weitere Einzelheiten. Was Sheila, eine Hausfrau ohne Organisationserfahrung, zustande gebracht hatte, war geradezu legendär. Um ihre Vision einer Gedenkstätte für Esmond Chadleigh zu verwirklichen, hatte Sheila Cartwright charmiert, geschmeichelt, gepiesackt und gekämpft, um das für den Kauf von Bracketts notwendige Geld aufzutreiben. Dann hatte sie Hunderte von freiwilligen Helfern dazu bewegt, das Anwesen in eine Besucherattraktion umzugestalten. Selbstverständlich leitete sie dann auch die große Eröffnungsfeier am 17. April 1982, 15 Jahre nach Esmond Chadleighs Tod. Als Lord Beniston davon sprach, dass es Bracketts in seiner heutigen Gestalt ohne sie nicht gäbe, hatte er schlichtweg die Wahrheit gesagt. Sheila Cartwrights Eintreffen an diesem Nachmittag hatte schlagartig die Stimmung in dem Kuratorium verändert. Alle Mitglieder – natürlich mit Ausnahme von Gina Locke – schienen sich in ihrer Anwesenheit sichtlich zu entspannen. Die düsteren Prognosen der Direktorin wirkten durch sie nicht mehr so bedrohlich. Sheila hatte schon so viele Hindernisse in Bracketts

überwunden – sie würde bestimmt auch Lösungen angesichts der neuen Herausforderung finden. Sie kannte jeden, der in West Sussex etwas zu sagen hatte. Sie konnte es schaffen. Die älteren Kuratoriumsmitglieder waren ohnehin der Meinung, dass unter Sheilas ehrenamtlicher Leitung die Dinge in Bracketts besser gelaufen waren, und sie hatten die Einstellung einer fest angestellten Direktorin stets nur widerstrebend gebilligt. Lord Beniston strahlte förmlich, als er Sheila auf den neuesten Stand brachte. »Gina hat uns gerade unsere ernste finanzielle Lage geschildert« – sein stillvergnügtes Glucksen nahm seinen Worten den Ernst –, »und wir prüfen gerade die Möglichkeiten, wie wir durch neue Finanzierungsmittel die Lage meistern können, z. B. durch die Lotterie ...« »Sie wird mit Sicherheit nichts bringen.« Ein noch lauterer Glucksen folgte auf Sheilas Kommentar. Sheila Cartwright kannte sich eben gut aus in allen Bracketts-Angelegenheiten. Welche Lösung auch immer vorgeschlagen wurde, sie war schon vor Ort gewesen und hatte alles versucht. Carole wurde langsam klar, wie lähmend Sheilas Anwesenheit für Gina sein musste. Von nun an würde jeder Vorschlag der Direktorin der Schöpferin und dem »guten Geist« von Bracketts zugeschrieben werden. Lord Beniston behielt seine herablassende Art der Gesprächsleitung bei. »Wir waren gerade bei dem Thema Museum angelangt ...«, sagte er und erwartete wohl eine prompte Reaktion.

Aber alles, was Sheila sagte, war »Ach ja?«. Doch in diesem Wörtchen steckte ein ganzes Archiv vorhergehender Diskussionen und Argumente zu diesem Thema.

»Im Übrigen, ehe wir dazu kommen – das Museum steht ohnehin an 7. Stelle der Tagesordnung –, denke ich, benötigen wir noch einige Zusatzinformationen über realisierbare Finanzierungen.« Er ließ ein professionelles Lächeln zu Gina hinüberblitzen. »Falls es Ihnen recht ist ...«

Auf diese Frage gab es nur eine Antwort. »Natürlich«, antwortete die Direktorin, ehe sie ihre Unterlagen neu ordnete und fortfuhr: »Nun, seit unserer letzten Sitzung hat sich an dieser Front nicht allzu viel getan. Wie Sie alle wissen, stammt ein Teil unserer regelmäßigen Einnahmen aus dem Erbe, aber da die Generation, die Esmond Chadleigh noch nahe stand, wegstirbt ...«

»Ich glaube, so kann man das nicht sagen«, protestierte Graham Chadleigh-Bewes. »In seinem Werk weht der Geist des Universalismus. Kinder reagieren ungeheuer begeistert auf Naughty Nursie's Nursery Rhymes.«

»Das ist gut«, ließ Belinda Chadleigh verlauten, die wieder mal etwas aufgeschnappt hatte.

»Ich bezweifle nicht, dass dem so ist«, erwiderte Gina Locke und ignorierte dabei die alte Dame, wie die anderen auch. Dann sprach sie ruhig weiter, dabei einen Satz wiederholend, den sie schon oft hatte vorbringen müssen: »Aber Tatsache ist, dass diese Gedichtsammlung vergriffen ist ...«

»Bekanntlich bin ich im Gespräch mit einem Verleger, der sie eventuell nachdrucken möchte.«

»Das weiß ich, Graham. Aber mittlerweile diskutieren wir länger als ein Jahr darüber, und ich halte es für unwahrscheinlich, dass Kinder Anfang des 21. Jahrhunderts sich noch für solche Gedichte, welcher Art auch immer, interessieren ...«

»Sie haben einfach keine Ahnung von verlegerischem Geschick!«

»Ich gebe zu, das ist nicht mein Spezialgebiet, aber ich weiß doch einiges über ...«

»Noch schlimmer ist, dass Sie keine Ahnung von Literatur haben!«

»Hören Sie zu, Graham ...«

Diplomatisch wie immer, versuchte Lord Beniston zu vermitteln. »Nun, nun – wir sollten versuchen, die Dinge auseinanderzuhalten. Jeder hier kann jederzeit seine Meinung sagen. Gina, Sie haben von den Einkünften aus der Erbmasse gesprochen ...«

»Genau.« Geschickt ihren Ärger verbergend, fuhr die Direktorin fort: »Allgemein gesprochen, sinken diese Einnahmen. Esmond Chadleighs Zeitgenossen sind weitgehend weggestorben, weshalb wir aus dieser Quelle nicht mehr allzu viel erwarten können. In den letzten sechs Monaten sind bei uns nur noch zweitausend Pfund aus der Erbmasse eingegangen.«

»Worauf sonst können wir also hoffen?«

»Die Einnahmen aus Tantiemen sind ebenfalls zurückgegangen.« Gina bedachte Sheila mit einem gnädigen Kopfnicken, das sie aber offensichtlich eine Menge Überwindung kostete. »Selbstverständlich schätzen wir Sheilas Bemühungen, die Erben Esmond Chadleighs zur Zahlung von fünfundzwanzig Prozent an Bracketts zu bewegen sehr – aber ...«

»Das ist gut«, murmelte Belinda Chadleigh.

»... es ist nicht das einzige derzeit vergriffene Buch ...«

»Ich bin in Verhandlungen mit mehreren Verlagen wegen einiger anderer Titel«, sagte Graham Chadleigh-Bewes gereizt.

Gina Locke ging einfach darüber hinweg und redete weiter. »Ich kann beim besten Willen nicht glauben, dass die Tantiemen in Zukunft steigen werden – es sei denn, auch das Interesse am Werk Esmond Chadleighs würde sprunghaft wachsen.«

»Voraussichtlich wird das im Jahr 2004 der Fall sein, an seinem 100. Geburtsjahr. Dann erscheint auch seine Biographie.«

Während er sprach, blickte Lord Beniston hinüber zum Enkel des Dichters.

Der wand sich in seinem Lehnstuhl. »Wohl ein bisschen später«, gestand er. »Denn bekanntlich muss erst neues Material gefunden und ausgewertet werden – abgesehen von meinen langwierigen Gesprächen mit Verlegern, die an Neuauflagen interessiert sind ...«

Seine Worte verklangen allmählich im Nirgendwo – dem Ort, an dem auch die oft erwähnte Biographie entstehen dürfte, vermutete inzwischen Carole Seddon.

»Und was ist mit der Opposition?«, fragte George Ferris hintergründig.

»Welche Opposition?«, fragte Lord Beniston unwirsch. Er konnte den Ex-Bibliothekar offensichtlich nicht ausstehen.

Carole war nicht ganz klar, ob das einer quasi natürlichen Abneigung eines Aristokraten gegen einen Schreiberling entsprang oder einen tieferen Grund hatte.

»Bei unserer letzten Sitzung wurde hier das Schreiben einer amerikanischen Wissenschaftlerin verlesen. Sie erinnern sich?«

Der Diskussionsleiter war wegen der Anspielung verärgert. »Selbstverständlich erinnere ich mich, George!«



»Es handelte sich um Frau Professor Teischbaum. Sie hat wegen einer eventuellen Zusammenarbeit mit der Bracketts-Stiftung in Sachen einer Esmond-Chadley-Biographie angefragt, an der sie arbeitet.«

»Und wir waren alle entschieden gegen eine solche Zusammenarbeit«, schnappte Graham Chadleigh-Bewes zurück. »Wir wollen keine nicht autorisierte Biographie, sondern nur eine autorisierte!«

»Stimmt«, bemerkte George Ferris trocken, »aber wie lange müssen wir noch darauf warten?«

»Ich arbeite so hart daran, wie ich kann.«

»Moment mal«, mischte sich Josie Freeman ein. »Lehrt diese Marla Teischbaum an der gleichen amerikanischen Universität, die die Esmond-Chadleigh-Dokumente kaufen wollte?«

Gina Locke hatte unverzüglich die Antwort parat: »Nein, das war die Universität von Texas. Marla Teischbaum lehrt in Berkeley.«

»Gab es nicht einmal einen Bischof Berkeley?«, fragte Belinda zusammenhanglos und blieb wie immer unbeachtet.

»Nun, ich glaube noch immer, dass wir das Angebot der Amerikaner vorschnell abgelehnt haben«, warf Josie Freeman ein und betrachtete dabei angestrengt ihre gepflegten Fingernägel. »Die Summe, die sie boten, hätte die Zukunft von Bracketts für fünf Jahre gesichert.« »Aber«, stotterte Graham, »es hätte die Daseinsberechtigung von Bracketts in Frage gestellt! Ohne die Esmond-Chadleigh-Dokumente in unserer Bibliothek wäre Bracketts nur ein ganz normales Landhaus.«

Ausnahmsweise stimmte ihm Gina Locke voll zu. »Wenn wir die Dokumente verkauft hätten, hätten wir uns selbst der wichtigsten Ausstellungsstücke für das geplante Museum beraubt.«

»Gewiss, aber ...?«

Weiter kam Josie Freeman nicht. Unter Hinweis auf ihre Verdienste um Bracketts beruhigte Lord Beniston sie, um den roten Faden der Debatte wieder aufzunehmen.

»Werte Kolleginnen und Kollegen, wir bewegen uns derzeit auf altbekanntem Territorium. Wir haben bereits bei der vorhergehenden Sitzung über das Schreiben von Professor Marla diskutiert ...«

»Teischbaum«, ergänzte Gina.

»Danke ... Wir haben darüber abgestimmt und mehrheitlich abgelehnt. Deshalb, mit Verlaub, Josie, glaube ich nicht, dass wir vorschnell entschieden haben.«

»Sie wird uns nicht verloren gehen«, sagte George Ferris mit düsterer Gewissheit. In seinem Verhalten lag eine gewisse Selbstgefälligkeit, denn er verfügte über bestimmte Kenntnisse, die er gern mit den anderen teilen wollte, aber so, wie er es sich vorstellte.

»Wovon sprechen Sie?«

»Von Frau Professor Marla Teischbaum. Ich habe da so einiges gehört ... von früheren Kollegen an Bibliotheken in West Sussex und auch am Archiv der Grafschaft ... in dem ich bekanntlich wissenschaftlich gearbeitet habe. Ich habe darüber sogar ein halbwegs umfangreiches Buch mit dem Titel Wie man sich den besten Zugriff auf das grafschaftliche Archiv verschafft verfasst – falls ich das noch nicht erwähnt haben sollte.«

(Er hatte keine Gelegenheit zur Erwähnung ungenutzt gelassen.) »Marla Teischbaum hat schon eine Reihe von Nachforschungen angestellt, die sie auch ohne die Unterstützung des Kuratoriums erfolgreich fortsetzen wird. Sie kommt nämlich gut damit voran.«

»Na dann, viel Erfolg für sie. Sie wird nicht weit damit kommen«, sagte Graham Chadleigh-Bewes mit kindischer Genugtuung. »Die besten Experten in Sachen Esmond sitzen hier im Raum. Und solange jeder von uns sich weigert, mit diesem schrecklichen Weib zu sprechen, wird es uns gutgehen.«

»Woher wollen Sie wissen, dass sie ein schreckliches Weib ist?«, fragte Carole neugierig.

»Wer so heißt, muss es wohl sein – oder nicht?«, kam kichernd die Antwort. »Also, absolute Einigkeit unter uns, einverstanden? Niemand von uns wird mit ihr reden.«

»Ich bin mir da nicht so sicher, Graham«, meinte George Ferris mit hinterlistigem Augenzwinkern. »Ein bisschen Wettbewerb könnte durchaus hilfreich sein. Möge doch eine Rakete Sie so weit tragen, dass Sie endlich Ihre verdammte Biographie fertig schreiben!«

»Das ist nicht fair, George. Als Literaturagent bin ich unglaublich beschäftigt, mit Verlegern über Neuauflagen zu sprechen, eine Briefauswahl zusammenzustellen, Lesungen an Schulen zu organisieren, Lektoren zu motivieren ...«

»Meine Herren!«, wieder spürte Lord Beniston, dass ihm die Diskussion zu entgleiten drohte, »können wir bitte zur Tagesordnung zurückkehren? Wir hatten uns bereits darauf geeinigt, nicht auf Marla Teischbaums Angebot einzugehen. Wenn es deswegen Probleme mit ihr geben sollte, werden wir uns zu gegebener Zeit damit auseinandersetzen.«

»Je früher, desto besser«, murmelte George Ferris.

»Wie meinen Sie das?«

»Zufällig ist mir bekannt ...«, der ehemalige Bibliothekar senkte die Stimme, um seiner Enthüllung mehr Nachdruck zu verleihen, »dass sie demnächst in Sussex weilen wird oder sogar schon hier ist, um ihre Recherchen fortzusetzen.«

»Kein Problem, solange niemand von uns mit ihr spricht.«

»Aber wir können sie auch nicht daran hindern, Bracketts als normale Besucherin zu besichtigen, stimmt's?« »Natürlich nicht. Aber sie wird wohl kaum in der Lage sein, ihre Biographie auf der Grundlage eines geführten Rundgangs zu schreiben, nicht wahr? Ich denke, Sie nehmen die Aktivitäten dieser Dame zu ernst.«

George Ferris wirkte enttäuscht und reichlich eingeschnappt, als Lord Beniston in der Tagesordnung fortfuhr. Gina Locke zählte, ohne großen Optimismus, weitere Konzepte für eine Finanzierung auf, die Sheila jeweils so kommentierte, als ob alle Vorschläge der Direktorin schon in der Vergangenheit geprüft und als aussichtslos verworfen worden seien. Sheila deutete potenzielle Sponsoren als Retter in der Not an, zu denen nur sie Kontakte habe. Sie könne jedoch noch keine Einzelheiten preisgeben. Alles sei, sagte sie, momentan in einer heiklen Verhandlungsphase, und baute so ein Geheimnis um sich herum auf.

Carole vermutete, dass Gina nur so tat, als beantworte sie Lord Benistons Frage, aber in Wirklichkeit auf die Gelegenheit lauerte, ihr eigenes Anliegen vortragen zu können.

Dieser Moment kam, nachdem Josie Freeman Graham Chadleigh-Bewes nach etwaigen Erfolgen bei der Filmbranche gefragt hatte. Denn etwa zwei Jahre vorher hatte er im

Kuratorium wortreich verkündet, eine Filmgesellschaft habe bezüglich der Filmrechte an Die Domäne von Eregoune bei ihm angefragt, einem Fantasy-Roman für Kinder, mit dem Esmond Chadleigh in den dreißiger Jahren einen großen Erfolg erzielt hatte. Eine Zeit lang kursierte die trügerische Illusion eines Blockbusters, der Esmond Chadleigh in den Rang eines Tolkien erhoben hätte. Der Riesenerfolg von Herr der Ringe nährte das von Chadleigh-Bewes geschürte Filmfieber. Er propagierte leidenschaftlich, die Zeit sei endlich reif für eine Verfilmung der Domäne von Eregoune, jetzt oder nie.

Aber nach anfänglicher Begeisterung erging es diesem Filmprojekt wie so vielen anderen. Zuerst erteilte die Filmgesellschaft den Auftrag zu einem Drehbuchentwurf. Anschließend wollte sie das Projekt nach Hollywood verkaufen, »wo sie genau so etwas gern wollen«. Dann brachte man den Namen eines internationalen Spitzenstars mit dem Projekt in Verbindung. Auch von einer anglo-australischen Finanzierung war die Rede. Später hieß es, ein seiner britischen Soap Opera überdrüssiger Schauspieler suche ein neues Betätigungsfeld, in das er gut passen würde. Schließlich wurde das ursprüngliche Filmprojekt abgeblasen, und stattdessen sollte das Buch als Vorlage zu einem Fernseh-Sechsteiler für Kinder verwendet werden. Danach wurde es still um alle Spekulationen. Als Graham Chadleigh-Bewes zum letzten Mal mit der Filmgesellschaft (die nicht den geringsten Nachweis einer wie immer gearteten Produktion erbracht hatte) gesprochen hatte, war ihm gesagt worden, das Interesse an dem Stoff sei nach wie vor groß, aber leider sei der Zeitpunkt ungünstig. Das Ärgerliche daran sei der Erfolg von Herr der Ringe, wodurch alle ähnlichen Projekte bis auf weiteres chancenlos wären.

Nach Grahams voraussehbar entmutigendem Bericht schaltete Gina einen Gang höher und rückte mit dem heraus, was sie wirklich vorhatte.

»Alles bisher Gesagte, Herr Vorsitzender, bringt mich zum Schluss ...« (Sie achtete sorgfältig darauf, die Sitzungsrituale nicht zu verletzen, wenn sie über etwas Wichtiges sprach), »... dass Bracketts bei seinem stümperhaften Umgang mit Geld so wie bisher nicht weiterwirtschaften, dabei die Arme verschränken und von der Hoffnung leben kann. Wenn diese Institution überhaupt noch eine Zukunft hat, dann nur, wenn wir die Hilfe eines professionellen Fund Raisers in Anspruch nehmen.«

»Das ist lächerlich!«, fuhr Sheila Cartwright hoch, offenbar so erregt, dass sie die geltenden Umgangsformen vergaß. »Das wäre nur eine Arbeitsbeschaffung für irgendeinen diplomierten Medientypen, der keine Ahnung vom wirklichen Leben hat!« Obwohl sie selbst aus dieser Branche kam, fühlte sich Gina anscheinend nicht angegriffen.

»Nein, das wäre es nicht! Es bedeutet, in der Realität zu leben. Dass Bracketts zunächst nur durch den guten Willen freiwilliger Helfer herangewachsen ist ...«

»Was soll daran falsch gewesen sein?«

»Daran war nichts falsch ...«

»Wenn ich an all die Mühe denke, die ich investiert habe, um Bracketts aufzubauen, dann erscheint mir das Vorhaben, Bummelstudenten, Hilfskräfte mit Lernproblemen oder Gefängnisfreigänger einzustellen, ganz zu schweigen von einem ...«

»Niemand will Ihre Verdienste schmälern, Sheila. Aber heutzutage ist unser Aufgabenbereich zu einem hochkomplizierten professionellen Geschäft geworden.«

»Wollen Sie damit sagen, dass meine Methoden nicht ausgeklügelt waren?«, bemerkte

Sheila aufgebracht.

»Halten Sie mich für eine Amateurin?«

»Was ich sagen will«, erwiderte Gina mit äußerster Selbstbeherrschung, »ist, dass alles, was Sie geleistet haben, zur damaligen Zeit gut funktioniert hat. Aber das war vor zwanzig Jahren, und vor allem in der Freizeitindustrie hat sich seither eine Menge verändert.«

»Freizeitindustrie!« Sheila Cartwright war zu starker Verachtung fähig, und die legte sie in dieses Wort hinein. »Bracketts ist nicht Teil der Freizeitindustrie! Es ist eine Vision, die Vision Esmond Chadleighs. Und sie wird von mir und vielen anderen Bewunderern seines Werkes geteilt. Möge der Himmel verhindern, dass diese herrliche Stätte je in ein literarisches Disneyland verwandelt wird!«

Ihre Gegnerin zog alle Register der Rhetorik, doch Gina schaffte es, völlig ruhig zu wirken, als sie fortfuhr: »Ich stimme dem zu, Sheila, aber diese Gefahr besteht nicht. Ich möchte nur betonen: Bracketts kann sich nicht weiterhin von Krise zu Krise schleppen. Heute ist der Bedarf an Sponsoren und Spendern weitaus größer als vor zwanzig Jahren, und das Finanzgebaren in diesem Segment ist erheblich komplizierter geworden. Die meisten anderen, mit uns vergleichbaren Institutionen dieser Größenordnung beschäftigen schon lange professionelle Fund Raiser, und ich bin überzeugt, eine solche Stelle sollte ein fester Bestandteil der Managementstruktur ...«

»Managementstruktur!« Sheila Cartwright, griff voller Abscheu noch tiefer in ihre Rhetorikkiste, um diesen Begriff zu zerschmettern. »Dass ich solche Phrasen hier in Bracketts hören muss! Im Hause eines Mannes, der Zeilen geschrieben hat wie:

Oh erspar mir das Los des schreibwütigen Mannes  
in der trostlosen Dürsterkeit seines Arbeitszimmers,  
wo kein einziger Tintenklecks das Auge stört,  
alles blitzt und blankt,  
und er keinen Kaffee am Morgen verschüttet.

Aber lass mir stattdessen mein eigenes Chaos  
auf dem Schreibtisch  
mit meinen Büchern, Briefen und all dem Wust,  
inmitten von verschüttetem Tee und  
Bergen von Papier,  
und vielleicht Brot und Butter in den Schubladen.

Und lass mich Gott danken, dass ich nicht sein muss  
wie der bedauernswerte Schreibtischhengst  
in seinem Büro.

Ich bin schlecht organisiert, chaotisch, unordentlich –  
und frei!

Ich danke Gott dafür, ein Schriftsteller zu sein!

Wieder war es reine Rhetorik, aber erneut zeigte sie Wirkung: Das Zitat aus einem der berühmtesten Gedichte Esmond Chadleighs rief in der ganzen Runde spontanen Beifall hervor. Jemand, der gar nicht mehr im Kuratorium saß, hatte sie auf seine Seite gezogen! Während der Beifall verebbte, lächelte Belinda Chadleigh vor sich hin und sagte: »Ich liebe dieses Gedicht.«